THEA DORN RICHARD WAGNER

Die deutsche Seele

Leseprobe

Alles, was deutsch ist. Eine Liebeserklärung.

So ein Buch hat es noch nicht gegeben.
Zwei Autoren, wie sie unterschiedlicher nicht sein
könnten, erkunden liebevoll und kritisch, kenntnisreich
und ohne Berührungsängste, was das eigentlich ist,
die deutsche Seele.

WWW.KNAUS-VERLAG.DE

KNAUS

© Knaus Verlag / Kerstin Ehmer

Thea Dorn wurde 1970 im hessischen Offenbach geboren und wuchs in einem teil-protestantischen Haushalt auf. Als sie dreizehn war, erwachte ihre Liebe zu Richard Wagner. Die Hoffnung, eines Tages selbst als Brünnhilde auf der Bühne zu stehen, musste sie jedoch begraben. Sie studierte Philosophie und ging nach Berlin, wo sie **Richard Wagner** kennen lernte, der 1952 im rumänischen Banat geboren worden war und seine ersten 35 Lebensjahre dort als Katholik, Angehöriger einer verfolgten deutschen Minderheit und Schriftsteller verbracht hatte. Obwohl Thea Dorn und Richard Wagner sich bis heute nicht einigen können, ob sie im Kino *Das Cabinet des Dr. Caligari* oder *Die weiße Hölle vom Piz Palü* anschauen sollen, sind sie immer noch befreundet.

Von Thea Dorn erschien nach *Mädchenmörder. Ein Liebesroman* zuletzt der Essay-Band *Ach, Harmonistan.* Sie moderiert seit 2004 die Büchersendung *Literatur im Foyer* beim SWR.

Von Richard Wagner stammt unter anderem der Roman *Habseligkeiten*; den *Deutschen Horizont* hat er bereits in einem früheren Buch erkundet.

Thea Dorn / Richard Wagner
Die deutsche Seele

Mit 200 farbigen Abbildungen
ISBN: 978-3-8135-0451-4
ca. 600 Seiten, geb. mit SU, 17 × 24 cm
ca. 24,99 € [D] / 25,70 € [A] / 35,50 CHF (CHF = empf. VK-Preis)

Erscheinungstermin: 7. November 2011
Bitte beachten Sie die Sperrfrist für Rezensionen: 7. November 2011

Pressekontakt: Susanne Klein
Tel.: 089 4136-3800
susanne.klein@knaus-verlag.de

Knaus
K

Abendbrot
Abendstille
Abgrund
Arbeitswut
Bauhaus
Bergfilm
Bierdurst
Bruder Baum
Buchdruck
Dauerwelle
Doktor Faust
E und U
Eisenbahn
Fachwerkhaus
Fahrvergnügen
Feierabend
Forschungsreise
Freikörperkultur
Fussball
Gemütlichkeit
German Angst
Grenzen
Gründerzeit
Grundgesetz
Hanse
Heimat
Jugendherberge
Kindergarten
Kirchensteuer
Kitsch
Kleinstaaterei
Krieg und Frieden
Männerchor
Mittelgebirge
Musik
Mutterkreuz
Mystik
Narrenfreiheit
Ordnungsliebe
Pfarrhaus
Puppenhaus
Querdenker
Rabenmutter
Reformation
Reinheitsgebot
Schadenfreude
Schrebergarten
Sehnsucht
Sozialstaat
Spargelzeit
Spiessbürger
Strandkorb
Das Unheimliche
Vater Rhein
Vereinsmeier
Waldeinsamkeit
Wanderlust
Das Weib
Weihnachtsmarkt
Wiedergutmachung
Winnetou
Wurst
Zerrissenheit

Lieber Leser,

sei gewarnt! Dies ist ein Buch, in dem du einmal nicht gewarnt wirst vor dem Deutschen. Wir wollen dieses Land nicht in den Sektionssaal schieben, wir beugen uns nicht im weißen Kittel mit spitzem Werkzeug darüber, um einzig die kranken Stellen herauszuschneiden und unter dem Mikroskop zu betrachten. Wir sind keine Pathologen, wir sind Beteiligte. Getrieben von der Sehnsucht, die Kultur, in der wir leben, in all ihren Tiefen und Untiefen, in ihrer Größe und Schönheit, in ihren Schrullen und Fragwürdigkeiten zu erkunden.

Luft ist uninteressant, solange sie selbstverständlich ist. Erst wenn sie dünn wird, beginnst du, sie zu spüren. Erst wenn du sie zu vermissen beginnst, spürst du, dass da etwas ist, das du nicht verlieren willst.

Wir machen uns keine Sorgen, dass Deutschland sich abschafft. Wir sehen nur, dass es sich herunterwirtschaftet. Sein Gedächtnis verliert. Die einen haben die deutsche Scham, der keiner entgehen kann, der sich in diesem Land verwurzelt fühlt, zum Schuldpanzer verhärtet, hinter dem sie sich verschanzen. Die Verbrechen des Nationalsozialismus sind ihnen weniger Schmach und Schmerz als der willkommene Beweis, dass alles Deutsche mit der Wurzel ausgerissen gehört. Die anderen tummeln sich in dem Kahlschlag, den die Guten angerichtet haben. Ihnen fehlt nichts, solange der Fernseher läuft und im Kühlschrank genügend Bier steht. Und dennoch spüren wir ein wachsendes Deutschlandsehnen.

Das Fußball-Sommermärchen hat uns gezeigt, dass wir die Scheu im Umgang mit Fahne und Hymne ablegen dürfen, und die Welt uns dennoch nicht erneut zu hassen beginnt, im Gegenteil. Aber was ist mit diesem fröhlichen Patriotismus gewonnen, wenn er sich darauf beschränkt, dass wir alle vier Jahre die schwarz-rot-goldenen Fähnchen aus dem Schrank holen? Haben dieses Land, seine Geschichte, seine Kultur uns nicht unendlich mehr zu erzählen?

Seit Jahren streiten wir darüber, welche Einwanderer dazugehören und welche nicht. Dient diese ganze Debatte nicht letztlich dem Zweck, von dem abzulenken, worüber wir eigentlich diskutieren müssten: Was von Deutschland noch zu Deutschland gehört? Was dieses Land ist jenseits der lexikalischen Auskunft, es sei ein föderalistischer, freiheitlich-demokratischer und sozialer Rechtsstaat

in der Mitte Europas, gebildet aus sechzehn Bundesländern? Wir machen es uns zu einfach, wenn wir die Frage »Was ist deutsch?« reflexhaft abwehren und sie einzig im Verborgenen rumoren lassen. Jemand, der nicht weiß, wo er herkommt, kann auch nicht wissen, wo er hin will. Er verliert die Orientierung, die Selbstgewissheit, den Lebensmut.

Deshalb sind wir auf Wanderschaft gegangen. Haben uns auf die Suche nach der deutschen Seele gemacht. Eine solche Suche kann keinem geraden Weg folgen. Wir haben uns leiten lassen von Begriffen, in denen uns das Deutsche am deutlichsten aufzublitzen scheint: Von »Abendbrot« bis »Männerchor«, von »Bruder Baum« bis »Fahrvergnügen«, von »Abgrund« bis »Zerrissenheit«.

Lieber Leser, folge auch du deiner Sehnsucht, deiner Neugier, deiner Leidenschaft. Du kannst das Buch mit jedem Artikel beginnen, dort weiter lesen, wohin es dich trägt. Du kannst aber auch den Wegweisern folgen, die wir am Ende eines jeden Textes aufgestellt haben.

Die Gedanken sind frei.

Berlin, im Sommer 2011
Thea Dorn und Richard Wagner

Bruder Baum

Mit Bäumen ist in Deutschland nicht zu spaßen. Vereisen im Winter die Gehwege, bricht sich das alte Mütterchen den Oberschenkelhals. Salz gestreut wird trotzdem nicht. Denn das wissen die Baumschutzbehörden zu vermelden: Streusalz ist eine echte Gefahr für unsere Straßenbäume. Und in Gefahr möchte das alte Mütterchen den Lindenbaum vor seiner Tür keinesfalls bringen. Schnitt sie nicht in seine Rinde so manches liebe Wort? Und fand sie nicht stets Ruhe dort, wenn ein falscher Bube ihr das Herz gebrochen? Bevor der alte Lindenbaum eine Blattrandnekrose riskiert, riskiert das alte Mütterchen den Oberschenkelhals.

Des Mütterchens rüstige Schwester fährt derweil nach Stuttgart, um sich dort an einen Baum zu ketten. Stadt, Land, Bund und Bahn möchten einen neuen Bahnhof bauen. Dafür aber sollen jahrhundertealte Platanen im benachbarten Schlossgarten gefällt werden. Die deutsche Seele blutet. Und kämpft. Umsonst. Die Platanen müssen ihr Leben lassen. Ihre Kronen werden abgesägt, ihre Stämme geschreddert, ihre Wurzeln aus dem Erdreich gerissen. Des Mütterchens rüstige Schwester sagt, sie habe seit dem Zweiten Weltkrieg nichts Schrecklicheres gesehen. Die Bilder der schwäbischen Baumschützer bringen es bis in die *New York Times*.

Wer sich an Bäumen vergreift, dem ist nicht über den Weg zu trauen. Das weiß schon Reichsgründer Otto von Bismarck. In seiner Autobiografie *Gedanken und Erinnerungen* urteilt er über Leo von Caprivi, der 1890 als sein Nachfolger ins Berliner Reichskanzlerpalais einzieht: »Ich kann nicht leugnen, dass mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, dass er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen.«

Wäre der »Eiserne Kanzler« bereit, die Schlichtungsverhandlungen im nächsten Baumkampf zu leiten? Oder würde er lieber im schattigen Garten seiner Altersresidenz sitzen bleiben, während vom Nachbargrundstück ein leises Lied herüberweht: »Mein Freund, der Baum, ist tot. Er fiel im frühen Morgenrot ...«

Holzfällen in Deutschland ist eine heikle Mission. Seit 723. Bei Geismar im heutigen Nordhessen stand einst eine mächtige Eiche. Sie war dem Wetter- und

Geschockte Germanen im heiligen Hain: Geismar, 723 (links), und Stuttgart, 2010 (rechts).

Gewittergott Donar geweiht. Die alten Germanen verehrten diese Eiche als eins ihrer wichtigsten Heiligtümer, erflehten in ihrem Schatten freundliches Klima und wanden ihr Kränze. Doch dann kam Bonifatius. Der christliche Missionar war aufgebrochen, den heidnischen Germanen zu beweisen, dass ihre Götter machtlos seien. Unter dem Schutz von Soldaten fällt er die Donar-Eiche. Kein Gewitter verdunkelt den Himmel. Kein Blitz erschlägt ihn. Aus dem Holz der Donar-Eiche lässt Bonifatius eine Kapelle bauen und weiht sie dem Heiligen Petrus. Die Chatten (Hessen) werden als erster germanischer Stamm außerhalb der schon zu Römerzeiten missionierten Rheinlande christlich. (An dieser Stelle eine kleine Empfehlung an den Chef der Deutschen Bahn: Sollten wieder einmal Platanen gefällt werden müssen – nicht schreddern, sondern Wartesaalbänke schreinern lassen.)

Obwohl die bedeutsamste Baumfällung in der Geschichte Deutschlands mit einem Triumph des Christentums endet, scheint sie dunkle Flecken auf der deutschen Seele hinterlassen zu haben. Ist es nicht subtile Rache für die Donar-Eiche, wenn der romantische Poet Max von Schenkendorf knapp tausendeinhundert Jahre später sein Gedicht *Der Dom zu Köln* mit den Versen eröffnet: »Es ist ein Wald voll hoher Bäume, / Die Bäume seh' ich fröhlich blüh'n, / Und aus den Wipfeln fromme Träume / Zum fernen Reich der Geister flieh'n.«

Tief im Innern der christianisierten Brust pocht noch immer das altgermanische Baumherz. Das schreckt auch nicht davor zurück, dem donnerndsten aller deutschen Christenmenschen, Martin Luther, von Wittenberg bis Schwieberdingen Eichen, Buchen oder Linden zu widmen, als habe es den Zwischenfall von 723 nie gegeben. Wer glaubt, der Reformator sei mit diesem postumen

Götzendienst einverstanden – schließlich habe er selbst erklärt, er würde heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen, wenn er wüsste, dass morgen der jüngste Tag wäre – sei gewarnt: Das sonntagsbeliebte Zitat ist in Luthers Schriften nirgends zu finden. Zum ersten Mal taucht es in einem Rundbrief der hessischen Kirche vom Oktober 1944 (!) auf.

Der Deutsche sucht das Gespräch. Mit Bäumen. Der ertaubende Beethoven flieht, wann immer er kann, in die Natur und notiert dazu in seinem Notizbuch: »Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. Ist es doch, als wenn jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande, heilig! Heilig!« Erich Kästner, sonst nicht gerade für sentimentalen Überschwang bekannt, dichtet in *Die Wälder schweigen*: »Die Seele wird vom Pflastertreten krumm. / Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden / und tauscht bei ihnen seine Seele um.« Und Hermann Hesse ist überzeugt: »Wer mit ihnen [den Bäumen] zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit.« Fragt sich nur: Die Wahrheit worüber? Über sich selbst? Über das Wesen des Baumes? Das Wesen des Deutschen, Ring für Ring eingelagert im Gedächtnis des alten Stammes? Lauschen wir den Bäumen selbst!

(*Auftritt Eiche*.)

Eiche: Was schert es eine deutsche Eiche, wenn sich eine Wildsau an ihr reibt.

(*Auftritt Linde*.)

Linde: Spar dir die Grobheit. Man hat eine ernsthafte Frage gestellt.

Eiche: Dann antworte du doch. Du warst ja immer die große Trösterin, Versteherin. (*Beginnt zu singen*) »Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Li-hindenbaum ...«

Linde: Es ist wahr, ich habe Generationen von Deutschen Trost geboten. In meinem Schatten haben sie geträumt, geliebt, geweint. Unter meinem Blätterdach haben sie getanzt. Unter meinem Schirm wurde Recht gesprochen. Mich haben sie nach ihrer friedlichen Wiedervereinigung in die Mitte des Landes gepflanzt. Während du sie stets zu Irrsinn angestachelt hast. Eisernes Kreuz, Ritterkreuz, Eichenlaub noch am schwärzesten Kragenspiegel. (*Beginnt zu singen*) »Heil dir im Eiiiiiichenkranz, Fürstin des Aaaaabendlands, Heil Deutschland Dir!«

Eiche: Ist es mein Fehler, dass ich aus einem härteren Holz geschnitzt bin als du? Dass diese verrückten Deutschen gemeint haben, sie müssten sich ausgerechnet unter meinem Banner aufführen wie die Axt im Wald? Mach mich nicht verdächtiger, als ich bin! Die Franzosen haben mich schließlich auch verehrt.

Linde: Besonders wenn sie Könige geköpft haben.

Eiche: Mir liegt das Heroische nun einmal mehr als das Empfindsame. Keiner

hat das so erkannt wie mein Hölderlin. (*Gerät ins Schwärmen*) »Aus den Gärten, komm ich zu euch, ihr Söhne des Berges! ... Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen ...«

Linde: Und wo hat ihn seine Leidenschaft hingebracht? Wahnsinnig geworden ist er.

Eiche: Du bist doch nur eifersüchtig, weil er sich nicht an deinem Stamm ausgeheult hat.

(*Auftritt Buche*.)

Buche: Verzeiht, wenn ich mich in euer Gespräch einmische, aber als Buche sollte ich ein Wörtchen mitreden, wenn es um Deutschland geht. Ich bin die Mutter des deutschen Waldes, ich habe dieses Land schon bewachsen, da hat es euch noch gar nicht richtig gegeben. In Buchentafeln wurden Runen geschnitzt, dem Buchenstab verdankt sich der Buchstabe und keiner hält ein Buch in der Hand, ohne an mich zu denken. Die gotischen Säulen der Dome erinnern an meine Stämme, Herr Mörike hat mir eins seiner schönsten Gedichte gewidmet: »Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht ...«

(*Auftritt Tanne*.)

Tanne: Wenn man euch zuhört, könnte man meinen, dieses Land bestünde nur aus Laubbäumen.

Eiche: (*stimmt an*) »O Tannenbaum, o Tannenbaum ...«

Tanne: Ja, ja, ja, zur Weihnachtszeit bin ich ihnen willkommen, aber auch dann nur, wenn sie mich mit Lametta und Nippes verhunzen und mich halb abfackeln können. Und kaum ist Januar, fliege ich auf die Straße.

Linde: Ich verstehe deinen Schmerz, aber ganz so düster sieht die Wahrheit nicht aus. Es gibt den *Tannhäuser*. Und auch sonst kommst du in vielen schönen Märchen vor: »Schatzhauser im grünen Tannenwald, bist schon viel' hundert Jahre alt, dein ist all' Land, wo Tannen steh'n, lässt Dich nur Sonntagskindern seh'n ...«

Tanne: Und wie heißt das Märchen? Das *kalte* Herz! Während eure Deutschen jeden Laubbaum, der sich ihnen in den Weg stellt, umarmen, als wär's der eigene Bruder, machen sie mit uns, was sie wollen. Die meisten Baumschutzverordnungen kennen mich noch nicht einmal. Als Nutzholz sind wir ihnen gerade recht, aber wenn's ums große Gefühl geht – Fehlanzeige.

Buche: (*singt*) »Hohe Tannen weisen die Ste-herne von der Iser wildschäumender Flut. Liegt das Lager auch in weiter Fe-herne, doch du, Rübezahl, hütest es gut ...«

Tanne: Ihr prahlt mit Mörike und Hölderlin. Und mich wollt ihr mit Heino abspeisen.

Buche: Das Lied ist viel älter als Heino.

Tanne: Weiß ich. Musste oft genug zuhören, wenn's die Klampfenpimpfe in Böhmen gesungen haben.

Buche: Die Vertriebenenverbände singen es heute noch gern. Aber es gibt da auch ein sehr schönes Rilke-Gedicht: »Die hohen Tannen atmen heiser ...«

Tanne: Buche, du nervst. Diskutiert euer Zeug ohne mich.

(*Tanne ab. Schweigen im Walde.*)

Linde: Soll ich ihr hinterher gehen? Meint ihr, sie tut sich was an?

Buche: (*nachdenklich*) In einem Punkt spürt sie schon etwas Richtiges. Ein Baum, der das ganze Jahr gleich grün im Gelände steht, kann nicht Anspruch darauf erheben, *der* deutsche Baum zu sein. Wer dieses *Stirb und werde!* nicht hat, dieses alljährliche Ausschlagen, Aufblühen, Verdorren, Kahlsein – wie soll der das deutsche Gemüt in all seiner unruhigen Tiefe widerspiegeln? – Wenn ihr mich bitte entschuldigen würdet. Ich denke, ich sollte eine kleine Abhandlung darüber schreiben.

(*Buche ab.*)

Linde: Ich mache mir wirklich Sorgen. Vielleicht gelingt es mir, die Tanne vor einer Dummheit zu bewahren.

(*Linde ab.*)

Eiche: Und wer bleibt am Schluss mal wieder übrig?

(*Eiche allein. Auf der Lichtung erscheint die deutsche Schriftstellerin.*)

Deutsche Schriftstellerin: Liebe Eiche, verzeih, dass ich dich störe, aber ich wollte dich die ganze Zeit schon etwas fragen. Nur war es mir unangenehm, solange die anderen dabei standen.

Eiche: (*mürrisch*) Ja?

Deutsche Schriftstellerin: Die Geschichte am Ettersberg.

Eiche: Was soll da gewesen sein?

Deutsche Schriftstellerin: Sag nicht, du hast das vergessen. Die Goethe-Eiche in Buchenwald.

Eiche: Damit habe ich nichts zu schaffen. Das ist euer Problem.

Deutsche Schriftstellerin: Das leider auch zu deinem Problem geworden ist. Wie sollen wir noch unbeschwert über dich schreiben, nach dem, was die Nazis dort getan haben?

Eiche: Was kann ich dafür, dass die braunen Barbaren mich damals als einzigen Baum zwischen Lagerküche und -wäscherei haben stehen lassen? Und nur, weil der Herr Geheimrat in meinem Schatten herumpoussiert haben soll? Im Übrigen habe ich meine Strafe bekommen, als mich irgendein amerikanischer oder britischer Bomber 1944 abgeschossen hat. Lassen wir das. Gefühlsduselei war mir stets zuwider.

Deutsche Schriftstellerin: Gefühlsduselei? Lagerhäftlinge mussten deine

Christentum und Baumverehrung: Im Falle der »Balzer-Herrgott-Buche« gehen sie eine friedliche Symbiose ein.

verkohlten Reste abholzen! Weißt du, was Joseph Roth in seinem letzten Artikel, kurz vor seinem Tod im Pariser Exil, über dich geschrieben hat?

Eiche: Wenn du deutsche Geschichte diskutieren willst, geh zur Buche! Schließlich hat sie das noch größere Problem. *Buchenwald*! Was für ein Name für ein Konzentrationslager! Und wieder alles nur wegen Goethe. Weiß doch heute ohnehin keiner mehr, dass er *Wanderers Nachtlied* am Ettersberg geschrieben hat.

Deutsche Schriftstellerin: Ich lese dir vor, was Joseph Roth im Mai 1939 über dich geschrieben hat: »Fürwahr! man verbreitet falsche Nachrichten über das K-Lager Buchenwald; man möchte sagen: Greuelmärchen. Es ist,

Kein Apfelbäumchen, sondern die erste von 7000 Eichen pflanzte Joseph Beuys am 16. März 1982 im Rahmen der *documenta 7* in Kassel. Das Ende der Aktion, die unter dem Motto *Stadtverwaldung statt Stadtverwaltung* stand, erlebte der Künstler nicht mehr. 1987 pflanzte Sohn Wenzel den letzten Baum. Mit Kosten von 4,3 Millionen D-Mark waren die *7000 Eichen* eines der teuersten Kunstprojekte ihrer Zeit.

scheint mir, an der Zeit, diese auf das rechte Maß zu reduzieren: An der Eiche, unter der Goethe mit Frau von Stein gesessen ist – und die dank dem Naturschutzgesetz noch wächst –, ist bis jetzt, meines Wissens, noch kein einziger der Insassen des K-Lagers ›angebunden‹ worden; vielmehr an den anderen Eichen, an denen es in diesem Wald nicht mangelt.«

Eiche: In meinen Stamm ist die Schande für immer eingeschrieben. Soll ich mir jährlich die Rinde herunterreißen, damit kein Holz darüber wächst?

Deutsche Schriftstellerin: Du sollst mir nur helfen in meiner Ratlosigkeit.

Eiche: Kind, das musst du mit dir allein ausmachen.

(*Die Eiche verschwindet im Dunkel.*)

Da stehen wir also. Befangen. Beklommen. Und wissen nicht weiter. Das Gespräch mit Bäumen hat seine Unschuld verloren. Wenn die größten Baumschützer die größten Bestialitäten begehen – wem ist dann noch zu trauen? Der Baumschützer kann sich nicht länger in der Gewissheit wiegen, er sei schon deshalb ein guter Mensch, weil er ein Herz für Bäume hat. Ein Herz für Bäume beweist nichts. Aber kein Herz für Bäume beweist noch weniger. Ein Eichenwald ist kein Damm gegen den Zivilisationsbruch. Und dennoch wird die Welt kein zivilerer Ort, wenn wir vergessen, dass die Bretter, die die Zivilisation bedeuten, einmal ein Eichenwald gewesen sind.

Lauschen. Nicht brüllen. Vielleicht ist es das einzige, was wir unter Bäumen lernen können. Lauschen wir deshalb zum Schluss einem, dem es gelingt, Bäume zu lieben, ohne der Baumhysterie zu verfallen – obwohl er ein Deutscher ist.

»Erlauben Sie mir zunächst, mich vom Verdacht einer lavendelduftenden Sentimentalität zu reinigen [...] Wir wissen alle, dass Autostraßen nötig sind; dass brave grüne Idyllen vernichtet werden müssen, wollen wir nicht in einem Naturschutzmuseum vegetieren [...] Was aber ist Deutschland, wenn nicht seine Wiesen, seine Wälder, seine Flüsse und seine Bäume? [...] Aus dem Getöse der Autos, den Schreien der Sirenen und den kurvenheulenden Bahnen steigt leise und fast unhörbar ein Gedanke in die Welt, der neu und alt zugleich ist: der nämlich, dass sich die Seele nicht töten lässt. Dass sie derer spottet, die sie auf Flaschen ziehen wollen. Die sie registrieren wollen. Dies ist vielleicht eine seelenlose Zeit. Aber es ist eine, die die Seele sucht.

Nun ist ein alter Baum ein Stückchen Leben. Er beruhigt. Er erinnert. Er setzt das sinnlos heraufgeschraubte Tempo herab, mit dem man unter großem Geklapper am Ort bleibt. Und diese alten Bäume sollten dahingehen, sie, die nicht von heute auf morgen nachwachsen? Die man nicht ›nachliefern‹ kann? Die nicht in Serien, frei ab Wald, wieder aufgebaut werden können? Nur, damit Beamte etwas zu regieren haben? Nein, das muss nicht sein. Sie sollen stehen bleiben, uns Schatten spenden und leben – gegen die Tollheit betriebsseliger Kleinbürger im Geist und im Amt.«

Dies schreibt in Berlin am 10. Dezember 1930: Kurt Tucholsky.

Gemütlichkeit

Oh, deutsches Gemüt! Was bist du nicht alles: demütig, hochmütig, leichtmütig, gleichmütig, gutmütig, sanftmütig, einmütig, freimütig, kleinmütig, großmütig, langmütig, edelmütig, heldenmütig, übermütig, reumütig, wankelmütig, wehmütig, schwermütig. Bisweilen zeigst du dich anmutig, unmutig, missmutig, wagemutig, todesmutig. Nur selten bist du wohlgemut, von frohgemut ganz zu schweigen.

Solche Fülle an Gemüt braucht einen Ort, an dem sie sich zu Hause fühlen darf. Idealerweise ist dies die eigene Brust. Dort möge das Gemüt aufgehoben sein, sich nicht hetzen lassen von den Zeitläuften, auch wenn es jede Erschütterung aufs empfindlichste registriert. Einen solchen Menschen dürfen wir als »gemütlich«, wenn nicht gar »gemütvoll« bezeichnen. Er gleicht dem Blatt, das jeder Windzug zum Zittern bringt und dennoch fest am Ast sitzt. Doch Blätter haben die Neigung zu fallen, fürchten sich vor den Winden, die sie heillos durch die Welt wirbeln wollen. Je weniger Halt das Gemüt in der eigenen Brust findet, desto heftiger drängt es danach, sich Trutzburgen der Gemütlichkeit zu errichten.

Die Karriere der Gemütlichkeit beginnt im frühen 19. Jahrhundert: Biedermeier I. Die Industrialisierung schickt Dampfmaschinen vor sich her, die dunkle Wolken ausstoßen, Eisenbahnen schneiden sich durchs Land. Mechanische Webstühle rattern, als wollten sie das Maschinengewehr vorwegnehmen. Aktiengesellschaften treiben ihr tolles Spiel mit Papier, das heute alles und morgen nichts mehr wert sein kann. Der deutsche Bürger, politisch zu spät und also zu kurz gekommen, krempelt die Ärmel hoch und wagt sich hinaus ins feindliche Erwerbsleben, während drinnen die züchtige Hausfrau waltet, stets bemüht, dem Geschafften ein gemütliches Heim zu schaffen.

Kommoden, anfangs noch zierlich, werden schwerer, Büfetts bekommen Bäuche, Fenster verstecken sich hinter Gardinen, harte Böden werden mit Teppichen weich und leise gemacht. Das Sofa, in den Salons von Aufklärung und Romantik der Austragungsort munterster Gedankenkämpfe, wird zum Gemütsauffänger, zum therapeutischen Möbel, noch bevor Dr. Freud die neurotisch und hysterisch gewordenen Zeitgenossen auf seine berühmte Couch in Wien bittet.

Abendgesellschaft, Adolf Friedrich Erdmann von Menzel, 1846/47.

Gelesen wird die *Gartenlaube*, jene legendäre Zeitschrift, die sich in ihrer ersten Ausgabe vom Januar 1853 dem Publikum so vorstellt: »Grüß euch Gott, Ihr lieben Leute im deutschen Lande! Zu den vielen Geschenken, die Euch der heilige Christ beschert hat, kommen auch wir mit einer Gabe – mit einem neuen Blättchen! Seht's Euch an in ruhiger Stunde [...] Wenn Ihr im Kreise Eurer Lieben die langen Winterabende am traulichen Ofen sitzt oder im Frühlinge, wenn vom Apfelbaume die weiß und roten Blüten fallen, mit einigen Freunden in der schattigen Laube – dann leset unsere Schrift! Ein Blatt soll's werden fürs Haus und für die Familie, ein Buch für Groß und Klein, für jeden, dem ein warmes Herz an den Rippen pocht, der noch Lust hat am Guten und Edlen! Fern von aller raisonierenden Politik und allem Meinungsstreit in Religions- und andern Sachen, wollen wir Euch in wahrhaft guten Erzählungen einführen in die Geschichte des Menschenherzens und der Völker, in die Kämpfe menschlicher

Leidenschaften und vergangener Zeiten. [...] So wollen wir Euch unterhalten und unterhaltend belehren. Über das Ganze aber soll der Hauch der Poesie schweben wie der Duft auf der blühenden Blume, und es soll Euch anheimeln in unsrer Gartenlaube, in der Ihr gut-deutsche Gemütlichkeit findet, die zu Herzen spricht. So probiert's denn mit uns und dann Gott befohlen!«

Wann immer er kann, zieht sich der Bürger zurück, auf dass sein Gemütsleben in der rastlos-rauen Gegenwart nicht verkümmern möge. Dabei umgibt er sich gern mit Gleichgesinnten, doch Geselligkeit ist kein steifes Repräsentieren, wie es dem Adel ansteht, zwanglos soll es zugehen. Deshalb bleibt die »Gute Stube«, das Renommierzimmer des Kleinbürgers, im realen Alltag ungeheizt, während er sich lieber in der behaglichen Küche versammelt. Oder in einer Kneipe, die von sich selbst behauptet, »urgemütlich« zu sein.

Von Anfang an gab es in Deutschland ein geographisches Gemütlichkeitsgefälle, galten die Süddeutschen als gemütlicher denn ihre norddeutschen Landsleute. Und so ertönt auch heute noch *die* Hymne auf die deutsche Gemütlichkeit bevorzugt in bayerischen Bierzelten. Dabei wurde *Ein Prosit der Gemütlichkeit!* um 1895 herum von Georg Kunoth, einem Bremer Journalisten und Politiker, komponiert: »Ach, wie schön ist doch das Leben, / Wenn es schmückt Gemütlichkeit! / Lasst die Stimmen uns erheben, / Dass man hört es weit und breit: / Mit Sing und Sang, / Mit Kling und Klang: / Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit! // Fröhlich weilen wir beisammen, / Schwebend über Raum und Zeit; / Und der Lebensfreude Flammen / Lodern in Gemütlichkeit! // Seht den König auf dem Throne! / Wohl trägt er ein Purpurkleid; / Was nützt ihm die gold'ne Krone, / Fehlt ihm die Gemütlichkeit? // Wenn sich andre töricht streiten, / Sind wir einig und gescheit; / Denn wir lassen stets uns leiten / Nur von der Gemütlichkeit! // Woll'n die Sorgen euch erbeuten, / Packt euch Kummer, packt euch Leid, / Dann kommt schleunigst zu uns Leuten / Molligster Gemütlichkeit!«

Das 20. Jahrhundert mit seiner entfesselten Fortschrittswut geht der »molligsten Gemütlichkeit« noch unbarmherziger an den Kragen als sein Vorgänger. Während der Deutsche Michel weiter versucht, die Zumutungen von Industriemoloch und Großstadthektik abzufedern, indem er sich hinter Vorhängen, Ölschinken und Kissen verschanzt, setzt die Avantgarde zum Kahlschlag an. Zwar fordert das Bauhaus die Architekten, Bildhauer, Maler auf, zum Handwerk zurückzukehren – aber nicht etwa, um altdeutscher Schnitz- und Polsterarbeit zu frönen: Kalte Materialien wie verchromtes Stahlrohr und Stoffe aus Eisengarn ziehen in die heimischen vier Wände ein. Klare, funktionale Formen verdrängen das Bräsig-Behagliche. Wer sich einen »Freischwinger« ins Wohnzimmer stellt, signalisiert, dass er die Zeichen der Zeit erkannt hat – Rückzugskuscheln passé.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kommen, zwingen sie das Bauhaus ins Exil. Und errichten Repräsentationsbauten, im Vergleich zu deren monströser Kälte das Bauhausgebäude Dessau als anheimelnde Puppenstube erscheint. Doch offensichtlich ertragen die Nazis ihren architektonischen Größen- und Kältewahn selbst so wenig, dass es sie in ihrer Freizeit regelmäßig ins Alpenidyll und unters Hirschgeweih zieht. Hitler flieht auf seinen »Berghof«, Göring macht es sich in Jagdhütten bequem und selbst der Urbanste unter dem braunen Gesindel, Goebbels, frönt in seiner Villa auf der Insel Schwanenwerder plüschiger Biederkeit.

Einen ihrer krudesten Ausdrücke findet der nationalsozialistische Spagat zwischen Bombast und Mief in einem Plan, von dem der Reichsoberbaumeister und Rüstungsminister Albert Speer in seinen in späterer Haft verfassten *Spandauer Tagebüchern* berichtet: »In jedem Großdorf [der eroberten Ukraine] müsse es, so meinte Hitler [...], eine Station geben, die immer gleich lautend ›Gasthof zur Post‹ heiße, wie in Bayern auch. Auch hier schlug wieder seine fast zur Manie gewordene Vorstellung durch, der in den Weiten Russlands verlorene deutsche Bauer müsse überall im Osten Anlaufstellen finden, wo er sich heimisch und geborgen fühlen könne.« Laut Speer soll Hitler selbst an Entwürfen für eine neue Art von Eisenbahnen gebastelt haben, deren Wagen sechs Meter breit gewesen wären: Rollende Gemütlichkeitscontainer für erschöpfte Ursupatoren. Obszönität kennt keine Grenzen.

Doch auch der windhundflinke, lederzähe und kruppstahlharte Kamerad an der Heimatfront braucht seinen Ort, an dem er von allem Marschieren und Strammstehen ausspannen kann. Im *Hausbuch für die deutsche Familie*, das der Reichsbund für Standesbeamten jedem frisch vermählten Paar in die Hand drückt, rät eine Hannah Böhmer unter der Überschrift »Wie man sich einrichtet« der deutschen Frau, die ihre Berufstätigkeit gern gegen die Ehe eingetauscht hat und lernen soll, wie man mit knappen Mitteln wirtschaftet: »Eine geschmackvolle Zusammenstellung von Tapeten, Gardinen und Möbelbezügen schaffen [sic!] eine schöne Farbenharmonie, die nicht zahlenmäßig berechnet zu werden braucht, und ein paar hübsche Hochzeitsgeschenke, schmissige Sofakissen, eine stimmungsvolle Landschaft an der Wand und eine freundliche Tischdecke geben dem Raum die letzte Note der Behaglichkeit.«

Das Nazireich wird von den Alliierten eingestampft – das *Hausbuch für die deutsche Familie* überlebt bis in die 1960er Jahre, nur dass es jetzt vom Bundesverband der deutschen Standesbeamten herausgegeben und – leicht – überarbeitet wird. So erteilt in der Neuauflage nicht mehr Hannah Böhmer ihre Einrichtungsratschläge, sondern eine gewisse Irmgard Schütz-Glück darf dort über die »Gründung des Heimes« schreiben: »Die Wohnung wie die Einrichtungsgegenstände sind unpersönlich. Leben und Wärme erhalten die Räume erst durch

die Menschen, die darin wohnen, sie mit ihrem Leben füllen und ihnen ihren persönlichen Stempel aufprägen. Dann erst wird die Wohnung zum *Heim*, zu einer Stätte der Geborgenheit für die Familie [...] Jedes Wohnzimmer muss eine *gemütliche Ecke* haben. Ein kleiner runder Tisch und ein paar bequeme Sessel versammeln an regnerischen Nachmittagen oder langen Winterabenden die Familie im Lichtkreis der Stehlampe [...] Bilder, Vorhänge, Teppiche, Kissen, Tischdecken und Zimmerpflanzen geben dem Raum die persönliche Note und die Gemütlichkeit.«

Vorbei die Zeit, in der selbst Sofakissen noch »schmissig« zu sein hatten – Willkommen im zweiten deutschen Biedermeier!

Die 68er packen ihre Äxte aus, um das »Gelsenkirchener Barock« zu zerlegen, mit dem die deutschen Väter und Mütter des Wirtschaftswunders ihre Vergangenheit zumöbliert haben. Auch wenn er in seiner Jugend selbst gern in der WG-Küche sitzt, Rotwein trinkt, Kerzen in leere Rotweinflaschen steckt und Räucherstäbchen anzündet, reagiert der Intellektuelle der alten Bundesrepublik allergisch auf den Begriff »Gemütlichkeit«. In *Deutsche Stichworte*, einem »kritischen« Essaysammelband aus dem Jahre 1984 wird gewarnt, dass »Gemütlichkeit« kein »harmloses Wort« sein könne, weil »Gemütlichkeit und Brutalität [...] die psychischen Determinanten des Bandenlebens« seien. Im Spießbürger stecke eben immer schon der Spießgeselle, der allzeit bereit sei, auch einmal richtig ungemütlich zu werden.

Die Kinder der 68er haben da weniger Berührungsängste. Aber sie haben das Wort »Gemütlichkeit« zum ersten Mal ja auch nicht aus dem Mund eines ehemaligen Gauleiters vernommen, sondern aus dem Mund eines niedlichen Zeichentrick-Bären, der noch dazu aus den USA stammt. Wie kann Gemütlichkeit etwas Verdächtiges sein, wenn es in Walt Disneys *Dschungelbuch* heißt: »Probier's mal mit Gemütlichkeit, mit Ruhe und Gemütlichkeit ...« Dass Balu, der Bär, im Original etwas ganz anderes singt: »Look for the bare necessities, the simple bare necessities«, dass er also nicht »Ruhe und Gemütlichkeit« empfiehlt, sondern eine Besinnung auf die schlichten Grundbedürfnisse – das finden die Post-68er erst später im Englischunterricht heraus. Aber dann ist es zu spät. Gemütlichkeit hat sich in ihren ängstlich gewordenen, kindlich gebliebenen Herzen als Sehnsucht festgesetzt, ganz gleich, wie kaltschultrig das Designersofa daherkommt, auf dem sie ihre Depression pflegen. Während die Laptop-Nomaden des frühen dritten Jahrtausends immer souveräner durch die Weiten des Internets surfen und zumindest in ihren Zwanzigern und Dreißigern bereit sind, den Wohnort fast so oft zu wechseln wie das Betriebssystem, vergeht ihnen der Leichtsinn früherer Generationen, die dem quietschenden und eiernden Globus versprachen, ihn zu schmieren, damit er wieder rund läuft.

Alois W., Kranführer, und Katharina W., Hausfrau: »Wir haben uns selbst ein Haus gebaut, damit wir ein Heim haben und dass wir sagen können, wir haben es geschafft. Wir sind noch nie in Urlaub gefahren. Früher mussten wir am Haus arbeiten, jetzt wollen wir endlich genießen, was wir uns erarbeitet haben.« *Das deutsche Wohnzimmer*, 1980 photographiert von Herlinde Koelbl.

Um Himmels Willen, nicht noch mehr Beschleunigung! Geht es an den internationalen Börsen nicht turbulent genug zu? Die Rente wird ohnehin nur noch der Weihnachtsmann bringen, der Klapperstorch ist vom Aussterben bedroht, in den Kühlregalen gammelt das Fleisch und der gemeinen Supermarkttomate ist schon längst nicht mehr über den Weg zu trauen. Irgendwo muss es doch einen Hafen geben! Und wenn's nur die Lounge um die Ecke ist. Das eigene Nest wäre natürlich noch besser.

Das dritte deutsche Biedermeier hat wieder einmal genug von der Unwirtlichkeit unserer Städte. Junge Familien zieht es hinaus aufs Land, wo man vielleicht sogar eine Gartenlaube aufstellen kann. Und diejenigen, die in den

urbanen Zentren ausharren, versuchen, es sich dort zumindest ein bisschen gemütlich zu machen.

Neue Deutsche Mädchen, so der Titel eines 2008 erschienenen Buches, geben nicht mehr Gas, weil sie Spaß wollen, sondern treten auf die Bremse. So bekennt Elisabeth Raether, Jahrgang 1979, eine der beiden Autorinnen, die ihr rastloses Single-Leben zwischen Paris und Berlin beenden wollen: »Ich sehnte mich nach alten Formen, nach richtigen Möbeln, nach schweren Lampenschirmen, nach Bilderrahmen, die in die Wand gedübelt werden, nach Ordnung und Vorhersehbarkeit, nach Verlässlichkeit.« Zum Ende des Buches kann das »Neue Deutsche Mädchen« immerhin ansatzweise Erfolg vermelden: »Es war das erste Mal, dass ich eine Lammkeule gemacht habe. Vor ein paar Wochen habe ich meine erste Hühnersuppe gekocht [...] Wir haben ein Bild an der Wand angebracht, ein großes, auf Metall aufgezogenes Foto von einem verschneiten Rosenkohlfeld, von den knorrigen Pflanzen, die halb mit Schnee bedeckt ungewöhnlich schön aussehen.« Irmgard Schütz-Glück wäre hellauf begeistert.

Oh, deutsches Gemüt! Ich verstehe ja, dass du ein Zuhause brauchst! Aber warum entsinnst du dich nicht dessen, was der österreichische Schriftsteller Karl Kraus schon 1912 erkannt hat: »Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Straßenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst.«

Weihnachtsmarkt

Es ist Advent! Es duften die Lebkuchenherzen! Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit. Schon leuchten die Herrnhuter Sterne. Sie schmücken in der Oberlausitz in der Advent-und Weihnachtszeit Wohnungen, Gemeindesäle, Kirchen und Kindergärten. Aufgrund eines alten Brauchs werden die Sterne im Familien- oder Freundeskreis zusammengebaut, um am ersten Adventssonntag aufgehängt zu werden.

Jetzt, wenn die Städte tausend Lichter haben.

Eigentlich sollte es an Weihnachten um Jesus Christus gehen, um das Christkind, um seine Geburt in Bethlehem. Davon zeugen die Weihnachtsbräuche in anderen Ländern und die dort öffentlich aufgestellten Krippen mit kunstvollen Krippenfiguren an Bahnhöfen, in Kaufhäusern, in den Passagen.

In Deutschland ist es anders, sagst du, als hättest du einen Gedanken laut ausgesprochen. Hier ist es nicht die Krippe, um die es geht. Hier steht das mehr oder weniger ausgewachsene Symbol der Winterzeit – die Tanne – im Zentrum des Festes. Und das ist heidnisch. Von den Mythen bleiben die Bräuche. Und diese sind stumm. Jesus kannte weder Tannen noch Schnee. Der Baum kann überwältigend sein oder unscheinbar, je nach Lust und Laune der Käufer und der Dicke der Brieftasche, die sie bei sich tragen. Der Baum steht im Wohnzimmer und vor dem Rathaus.

Auf dem Rathausplatz schweben wir an den Marktständen vorbei. Von einer Vanillezone zur anderen, von einer Zimtgrenze zur nächsten. Die Weihnachtslieder ertönen von einem unsichtbaren Band. Aus Himmelsboxen. »Das Wort will Fleisch uns werden«, so der Chor, »der Sohn ist uns gesandt.« Kennt das heute noch jemand? Gibt es jemand, der es vielleicht sogar singen könnte?

Wir haben alles nur noch im Ohr. Die gesamte Tradition ist ein Ohrwurm, ein ausgestöpselter und wieder eingestöpselter. Advent ist eingestöpselt. Budenzauber ist angesagt. Der Weihnachtsmarkt steht im Zeichen des Glühweins. Weihnachtsmarkttage sind kalte Tage. Es sind Handschuhtage. Außerdem kann man den Handwerkern über die Schulter schauen oder um die Bratäpfel schleichen. Bis man einen davon dann doch in der Hand hält und am liebsten sagen würde, man wisse nicht, wie es dazu gekommen sei.

Rathausplatz in Pirna, Sachsen, 19. Jahrhundert: Der Weihnachtsmarkt ist älter als der Kapitalismus.

Man begibt sich nicht auf den Weihnachtsmarkt, um etwas zu kaufen, jedenfalls nichts Bestimmtes. Der Weihnachtsmarkt ist ein Naschmarkt. Es ist der Ort der Nüsse, der Mandeln und Maronen.

Und trotzdem nimmt man auch was mit. Der Weihnachtsmarkt ist älter als der Kapitalismus, den Markt gab es vor der Marktwirtschaft. Den Markt und den Marktflecken.

Man kauft vielleicht Lebkuchenherzen und Christstollen oder einen Christbaumständer, oder hat auch nur die Idee, demnächst einen anzuschaffen. Weihnachten, das Fest der Liebe und der Besinnlichkeit, wie die einschlägigen Werbeprospekte betonen, ist dialektisch mit der Marktwirtschaft verbunden. Wer für das Weihnachtsfest was Besonderes plant, kann sich beispielsweise den eigenen Weihnachtsbaumständer ganz individuell fertigen lassen. Mit dem neuen Christbaumständer steht in diesem Jahr der Weihnachtsbaum schnell, fest und sicher. Die Preisspanne reicht von 24,95 bis 9.999 Euro. Letzteres bedeutet: Handgearbeiteter Edelstahl und mit 9000 Kristallen verziert. Der Maybach unter den Christbaumständern. Wer hätte ihn nicht gern zu Hause stehen?

Glühwein? Bratwurst? Die kalte Luft ist eine Kandisluft, und aus den Lautsprechern tönt die Musik. *Jingle Bells* und *Stille Nacht* und *Leise rieselt der Schnee*. Menschen laufen im Kreis herum, ganze Familien. Als hätten sie angesichts der Musik, oder aus sonst einem Grund und ohne jeden Anlass plötzlich die Orientierung verloren. So weit das Auge reicht, ist nichts zu sehen als der allgemeine Budenzauber. Dresdner Stollen, ruft jemand, und Hände zeigen uns den Tisch. Als wär's ein Tisch der Gaben. Ursprünglich galt der Dresdner Stollen als sinnbildliche Darstellung eines in weiße Windeln gewickelten Christkind-Striezel. So wurde das traditionsreiche Gebäck, welches dem Dresdner Striezelmarkt den Namen gab, erstmals 1474 in der Stadtchronik erwähnt.

Nach kirchlichem Dogma durfte der Dresdner Christstollen damals nur aus Mehl, Hefe und Wasser hergestellt werden. Da aber ein Stollen ohne Butter und Milch ein fades Gebäck war, wandten sich Kurfürst Ernst von Sachsen und sein Bruder Albrecht mit der Bitte, das Butterverbot aufzuheben, an den Papst. Die Antwort ist als »Butterbrief« in die Geschichte eingegangen. Von nun an durften auch Butter und Milch beim Stollenbacken Verwendung finden. Von den Mythen bleiben die Bräuche, und von den Bräuchen die Rezepte. Ab 1560 bekam das Sächsische Königshaus jedes Jahr einen Riesenstollen von den Dresdner Bäckern, 1730 übertraf Kurfürst August der Starke alle bis dato aufgestellten Rekorde. Er ließ einen Riesenstollen von 1,8 Tonnen für rund 24.000 Gäste backen.

Ach, Advent. Es kommt ein Schiff geladen / Bis an sein höchsten Bord. / Das Schiff geht still im Triebe / es trägt ein teure Last.

Der Weihnachtsmarkt ist ein wahres Labyrinth, sage ich mir. Die Leute drehen sich um und um, und weiter im Kreis. Eigentlich wollten sie ja zum Schilaufen in die Schweiz, nun sind sie aber doch hier geblieben. Daheim ist daheim, und an Weihnachten ist es daheim am schönsten. In Gedanken sieht man für einen Augenblick die Flamme im Kamin, und schon hört man seinen Namen rufen, denn die anderen sind schon ein paar Buden weiter, der Rest der Familie, aber was für eine Stimme war das, die gerade meinen Namen rief? War es nicht doch eine Stimme aus der Kindheit, eine verschwundene, eine verwunschene?

Liebe Kollegen,

Ihre Meinung zu dieser Leseprobe ist uns wichtig.
Senden Sie uns Ihre Einschätzung bis 1. November 2011 an
meine.meinung@knaus-verlag.de
Unter allen Einsendern verlosen wir 10 Exemplare
von *Die deutsche Seele*.

Bildnachweis
AKG Images, Berlin: 6, 17, 22/23 (N.N.), 12 (Niklaus Stauss)
Herlinde Koelbl: 16
Picture Alliance, Frankfurt: 7, 11 (dpa-Fotoreport)

Alle Rechte vorbehalten.
© 2011 Albrecht Knaus Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag und Gestaltung: Oliver Schmitt
Druck: RMO & welte Druck GmbH

www.knaus-verlag.de